

Henri Bergson: Das Mögliche und das Wirkliche

Katrin Solhdju

In demselben Maße, wie die Wirklichkeit sich erschafft als etwas Unvorhersehbares und Neues wirft sie ihr Bild hinter sich in eine unbestimmte Vergangenheit; sie erscheint so als zu jeder Zeit möglich gewesen, aber erst in diesem Augenblick beginnt sie, es immer gewesen zu sein, und gerade darum sage ich, daß ihre Möglichkeit, die ihrer Wirklichkeit nicht vorausgeht, ihr vorausgegangen sein wird, sobald die Wirklichkeit aufgetaucht ist.¹

* * *

Eine Aktualisierung von Bergsons Nachdenken über das Verhältnis von Wirklichem und Möglichem ist in der aktuellen, fraglos in jederlei Hinsicht beunruhigenden Weltlage vielleicht relevanter als je. Kriege, ökologische Krisen, Rechtsruck, alles ist dazu angetan uns in einem Gefühl der Unausweichlichkeit zu ertränken. Nichts mehr zu tun, Endzeitstimmung. Denn wenn wir davon ausgehen müssen – was Bergson zufolge eine fehlerhafte Denkgewohnheit der Modernen ist, die ihren Ausdruck in einer ganzen Reihe falsch gestellter Probleme findet –, dass die aktuelle Wirklichkeit der einzige Anhaltspunkt dafür ist, was in Zukunft (noch) möglich sein wird, bleibt uns wahrlich nichts anderes übrig, als in fatalistische Starre zu verfallen.

1 Henri Bergson: »Das Mögliche und das Wirkliche«, In: Ders.: Denken und schöpferisches Werden. Aufsätze und Vorträge, Hamburg 1993, S. 110–125, hier: S. 120f.

Bergsons Text kreist denn auch zentral um eine Szene, die er im Ersten Weltkrieg verortet, diesem alles umwälzenden, gigantischen Zerstörungereignis des frühen 20. Jahrhunderts. Er erzählt, dass ihn zu dieser Zeit ein Journalist darüber ausgefragt habe, welche schriftstellerischen Tendenzen er aktuell wahrnehme und wie er sich, kurz gesagt, die Zukunft der Literatur nach dem Krieg vorstelle. Bergson schreibt er habe dem Journalisten auf diese Frage hin zunächst »ein wenig verwirrt« erklärt, »daß ich sie mir überhaupt nicht vorstelle.« Als der Journalist darauf beharrte, dass er als Philosoph doch zumindest eine vage Vorstellung davon haben müsse, »wie das dramatische Werk von morgen« aussehe, hielt Bergson ihm – jetzt offenbar schon weniger verwirrt – lakonisch entgegen: »Wenn ich wüßte, was das große dramatische Werk von morgen sein wird, so würde ich es selbst schaffen!« Er kann dieses Werk, so reflektiert er weiter, aber nicht schaffen, schlicht und ergreifend, weil dasselbe »überhaupt noch nicht möglich ist«. »Es muss aber doch möglich sein, wenn es sich einmal verwirklichen wird«, entgegnet ihm wiederum der Journalist, woraufhin Bergson erwidert: »Nein, das ist es nicht. Ich räume Ihnen höchstens ein, dass es einmal möglich *gewesen sein wird*. (...) Das ist ganz einfach. Es tauche ein Mann von Talent oder ein Genie auf und schaffe ein Werk: in diesem Augenblick ist es wirklich, und dadurch gerade wird es rückblickend und rückwirkend erst möglich.« (S. 120)

Das aber hieße, man muss die Logik des Möglichen, wie wir sie spontan annehmen, und mit der besagter Journalist Bergson auf beinahe absurde Weise konfrontierte, umkehren: Etwas ist nicht möglich, weil alle Elemente, die zu seiner Realisierung notwendig sind, bereits gegeben wären oder, weil ihm im Jetzt nichts Hemmendes im Wege steht. Etwas wird vielmehr möglich, weil und nur weil es sich realisiert hat: »[C]’est le réel qui se fait possible, et non pas le possible qui devient réel!« (S. 120 ; Übersetzung leicht verändert) Es sind also zugleich Dinge möglich, die innerhalb der Koordinaten des Jetzt unmöglich erscheinen insofern

sie unwahrscheinlich sind *und* Mögliches kann sich retroaktiv in der Vergangenheit einnisten, und zwar »in dem Maße wie die Wirklichkeit sich erschafft«. Unter diesen Vorzeichen ist es wenig originell bezüglich eines Werkes, das etwas Neues realisiert, im Nachhinein zu behaupten, dieser Realisierung habe nichts im Wege gestanden – sie sei also möglich gewesen. Frei nach Bergson ist es weitaus relevanter und interessanter das Problem andersherum zu stellen und zu fragen, welche Hindernisse eine schöpferische Tat überhaupt erst überwindbar gemacht hat und wie ihr dies gelungen ist. Die Schaffung etwa eines Kunstwerks lässt sich dann gerade nicht auf die einfache Neuordnung bereits vorhandener Elemente der Wirklichkeit zurückführen und reduzieren – sie ähnelt keinem virtuellen »Gespenst«, das nur »auf die Stunde seines Erscheinens wartet« –, sondern muss im Gegenteil, als ein radikal schöpferischer Akt konzeptualisiert werden, der Nichtvorwegnehmbares, Nichtkalkulierbares realisiert und damit allererst möglich macht. Ein solches Werk hat ereignishaften Charakter, es setzt Elemente ganz im Sinne einer radikal evolutionistischen Sicht auf menschliche und mehr-als-menschliche Konfigurationen in beispiellose Verhältnisse zueinander, wirft zugleich das Bild der Wirklichkeit »hinter sich in eine unbestimmte Vergangenheit« zurück und lässt die Zukunft unter neuen Vorzeichen erscheinen.

Wenn das Mögliche sich dadurch auszeichnet, nicht vorwegnehmbar, nicht kalkulierbar zu sein, dann scheint deutlich seine Gegenstellung zum Wahrscheinlichen auf. Lässt sich doch unter dem *Wahrscheinlichen* all das fassen, dem es, so könnte man sagen, im Verhältnis zum Wirklichen an nichts mangelt, außer an Existenz zu der ihm lediglich die »Hinzufügung von irgend etwas, (von) ich weiß nicht welche(r) Bluttransfusion« fehlt (S. 121). Abgesehen davon aber lässt sich das Wahrscheinliche problemlos und vollständig mit Hilfe der Koordinaten und innerhalb der Begrifflichkeit des aktuellen Stands der Dinge beschreiben. Konkreter fällt all das, was sich mithilfe von Wahrscheinlichkeits-

kalkülen abschätzen lässt, in diesen Bereich. Für den Alltag ist das Funktionieren eines Großteils der Wirklichkeit nach den Regeln des Wahrscheinlichen nicht nur praktisch, sondern absolut notwendig; ohne es hätten wir keinerlei Anhaltspunkte für unser Handeln, alles wäre permanent unsicher und in der Schwebe. Aber die dramatischen Konsequenzen, die eine systematische Verwechslung des Möglichen mit dem Wahrscheinlichen nach sich zu ziehen drohen, eine Verwechslung, die mit der Annahme einhergeht, dass es prinzipiell aussichtslos ist, den uns vorhergesagten Zukünften auch nur das Geringste entgegenzusetzen, tritt heute vielleicht noch deutlicher zutage als vor gut hundert Jahren.

Das ist jedenfalls anzunehmen, wenn eine politisch engagierte Denkerin wie Isabelle Stengers den Widerstand gegen das Wahrscheinliche und damit eine neue Kultur des Möglichen zur zentralen Aufgabe zeitgenössischer philosophischer Praxis erklärt – einer Praxis die sie im Anschluss an Alfred North Whitehead als ›spekulativ‹ charakterisiert. Stengers aktualisiert damit gewissermaßen Bergsons Aufruf gegen Ende seines Textes: »Geben wir dem Möglichen wieder seinen rechtmäßigen Platz: dann wird die Entwicklung etwas ganz anderes als die Verwirklichung eines Programms; die Pforten der Zukunft öffnen sich ganz weit, ein unbegrenztes Feld eröffnet sich.« (S. 124)

Um dem Möglichen einen solchen rechtmäßigen Platz auch weiterhin einräumen zu können, reicht das, wenn auch neugierige so doch passive Warten auf das Auftauchen eines Genies von Talent wie Bergson es einfordert, fraglos nicht mehr aus. Oder anders formuliert, wenn dem Denken die Rolle zukommt zu verhindern, dass was möglich ist am Ende doch auf die mehr als triste Verwirklichung vorhersehbarer Programme zusammenschnurrt, dann muss es ein erneuertes Verhältnis zum Möglichen kultivieren. Das heißt nicht, dass die Philosophie aus meiner oder Stengers Sicht nun in Hellseherei umschlagen sollte; und es heißt selbstverständlich auch nicht, dass sie es sich erlauben kann, die

bestürzenden Vorhersagen der Wissenschaften etwa bezüglich aktueller und noch bevorstehender massiver Klimakatastrophen auszublenden oder gar zu negieren. Es heißt aber sehr wohl, dass es nunmehr zu ihren zentralen Aufgaben gehört, Begriffe, Narrationen und theoretische Einsätze zu konzipieren, die dazu in die Lage versetzen, weniger katastrophale, weniger barbarische Zukünfte, als diejenigen die sich derzeit als mehr denn wahrscheinlich darstellen, anzuziehen bzw. zu ködern. Kurz, es geht darum, das Vertrauen in Mögliches nicht so sehr *wider* sondern *trotz* aller Wahrscheinlichkeiten nicht für verloren zu erklären. Oder wie Stengers es formuliert, die ich hier abschließend zitieren möchte:

»Diejenigen, die Spekulationen kritisieren, bezeichnen sie als leer, uto-pisch und abstrakt, aber sie vergessen zwischen Spekulation »für« und »gegen« die Welt zu unterscheiden. Eine Spekulation, die sich »gegen die Welt« produziert, träumt davon, die Welt von allen Hindernissen zu befreien (wenn alle Menschen sich vertragen würden, uneigennützig wären usw.). Man erkennt sie an den Denunzianten, die sie auf den Plan ruft, und an dem »neuen Menschen«, den sie ankündigt, der befreit und nicht länger entfremdet sei. Aber eine Spekulation findet »für die Welt« statt, wenn sie, weit davon entfernt zu entlasten, etwas hinzufügt, es wagt, ein Mögliches, eine zusätzliche Dimension einzuführen, eine Dimension, die dann relevant ist, wenn sie es erlaubt, die Fragen ein wenig anders zu stellen, die Einsätze zu verschieben, die Positionen zu verkomplizieren.«²

2 Isabelle Stengers: »Un engagement pour le possible«, In : *Revue Cosmopolitiques I*, La Nature n'est plus ce qu'elle était, Juni 2002, S. 27–36, hier, S. 30. Übersetzung K.S.

